

Veranstaltungsrezension

Die Regisseurin und Autorin **Freya Klier** stellte am 12. Januar 2016 in der Gedenkbibliothek den in Zusammenarbeit mit ihrer Tochter Nadja entstandenen 45-minütigen Dokumentarfilm vor:

„Meine Oderberger Straße“

Warum gerade diese Straße im Prenzlauer Berg? Nun, zum einen war es „ihre“ Straße: Freya Klier lebte hier zehn Jahre in einem Hinterhaus. Stube, Küche und Außentoilette, dort wohnten sie zu viert, bis zu ihrer Ausbürgerung 1988. Wohnverhältnisse, die man sich nur ein paar Schritte weiter, im westlichen Teil der Stadt, kaum mehr vorstellen konnte.

Und zum anderen weist die „Oderberger“ einige Besonderheiten auf, die im Film akribisch zusammengetragen wurden. Nicht nur, dass die meisten Gründerzeithäuser dort den Bombenterror überstanden haben und dadurch auch die älteste Feuerwache Deutschlands und ein beliebtes Volksbad aus der Gründerzeit erhalten blieben, sondern auch Ulbrichts Mauer verlief am Ende dieser Straße, die Durchgangsstraße wurde 1961 zur Sackgasse, Ost- und Westteil der Stadt trafen unmittelbar aufeinander.

Deshalb gab es auf westlicher Seite dort bis zur Wende eine Aussichtsplattform für Besucher. Wie man im Film erfährt, musste diese mehrfach erhöht werden, denn die Ostberliner Genossen versuchten durch Vergrößerung der Palisadenwand ihrerseits den Sichtkontakt bzw. jedweden Kommunikationsaustausch zwischen den „mauergetrennten“ Berlinern möglichst zu unterbinden.

Besonders zu Jahrestagen, wie dem Mauerbau, kam es dort zu Protestaktionen, wie der Film durch historische Aufnahmen belegt. Die Stasi, in einer konspirativen Wohnung sicher getarnt, machte sich die Mühe, alle Personen, die diese Plattform betraten, zu filmen.

Von einem Fluchttunnel an der Oderberger Straße aus dem Jahre 1963 berichtet der Film ebenfalls, von dessen Entdeckung und der tragischen Verhaftung der Fluchtwilligen bis hin zum Todesfall einer der Inhaftierten. Nadja Klier spricht darüber mit dem damaligen Fluchthelfer Dr. Burkhardt Veigel.

Nadja Klier sucht im Film die verschiedenen Örtlichkeiten auf, befragt frühere und heutige Bewohner der Oderberger Straße, zeigt den jetzigen Anwohnern schwarz-weiß Fotos der maroden, grauen Häuser von damals mit den vom Krieg zurückgebliebenen Einschusslöchern. Fassadenbilder, die die jetzigen Bewohner nur ungläubig bestaunen können angesichts der stilgerechten und geschmackvollen Renovierung der Häuserzeilen.

Im SED-Staat konnten Parterrewohnungen und -läden häufig aufgrund von Schimmelbefall oder ihres maroden Bauzustandes nicht mehr vermietet werden. Balkone waren häufig aus Sicherheitsgründen abgetragen oder gesperrt worden. „Ruinen schaffen ohne Waffen“ formulierte damals der Volksmund treffend.

Die Mittel für die Erhaltung der Altbausubstanz waren im Volkswirtschaftsplan nicht vorgesehen. Es reichte maximal zum kostengünstigeren Plattenbau, dazu scheute man auch nicht den Abriss der langsam vor sich hin bröckelnden Gründerzeithäuser. Denkmalpflege wurde nur selektiv praktiziert, blieb aus Kostengründen auf Vorzeigobjekte und -städte beschränkt.

Die Altstadt von Görlitz wurde beispielsweise baupolizeilich gesperrt, über schmalen Gassen breiteten sich Spinnennetze aus. In Stralsund unterhielt man sich, dass lautes Gepolter in der Nacht nicht etwa von Gespenstern herrühre, sondern nur wieder ein Haus in der Nachbarschaft eingefallen sei.

Für viele Häuserzeilen in den Groß- und besonders Kleinstädten Ostdeutschlands kam die „Wende“ gerade noch rechtzeitig, um dieses unwiederbringliche Kulturgut retten zu können. Sie erstrahlen heute dankenswerterweise wieder in ihrem alten Glanz.

Doch auch zu Zeiten der SED-Herrschaft bemühten sich die Anwohner um ihren Kiez. Eine Bürgerinitiative wurde in der Oderberger zur Begrünung eines Innenhofes („Hirschhof“) ins Leben gerufen. Erstaunlich genug, dass diese Bürgerinitiative nicht auch zersetzt wurde, denn für Eigeninitiative war gemäß marxistisch-leninistischer Theorie kein Raum.

Auch Freya Klier musste die Erfahrung machen, dass unerlaubtes Bepflanzen von Häuserwänden mit einer Ordnungsstrafe wegen Beschädigung des Gebäudes finanziell mit 50 Ostmark geahndet wurde.

Der Trend, die Innenstadt zu begrünen, wie jenseits der Mauer praktiziert, war im Politbüro noch nicht angekommen.

Dank der Eigeninitiative der Anwohner entstand jedoch in der Oderberger Straße eine grüne Oase im trostlosen Einheitsgrau, die auch dem Puppentheater „Zinnober“ Raum gab. Heute ist der „Hirschhof“ wieder Privatbesitz und leider nicht mehr zugänglich.

Im Film kommt natürlich auch Stefan Krawczyk zu Wort, der sich an seine Oderberger Zeit mit Freya Klier erinnert. Ein gemeinsam gedrehter Schmalfilm „Personalausweis“ während ihrer Zeit des Berufs- und Auftrittsverbotes fand ebenfalls Eingang in die Dokumentation. Die Filmsequenz wirkte fast surrealistisch, und sein Inhalt erschließt sich wohl nur dem, der die allseitige Präsenzpflicht des Personalausweises im SED-Staat und besonders im Grenzgebiet erlebt hat oder um die Einschränkungen und Auflagen weiß, denen Inhaber eines Ersatzausweises (PM 12) ausgesetzt waren.

Vom Publikum honoriert wurden besonders die zahlreichen Filmsequenzen aus Vorwendezeiten, z.T. auch schon als Farbaufnahmen. Diese historischen Bilder entstammen dem SFB-Archiv und verdankt Klier der „Beistellung“ des RBB. Ihr Auftraggeber stellte 10 Minuten Archivmaterial kostenlos zur Verfügung. Vielleicht ist dieser Zusammenarbeit auch die mehrfache Erwähnung des Terminus „multikulti“ geschuldet.

Ein arabischer Gaststättenbetreiber spricht beispielsweise im Film davon, dass es in der Oderberger so schön multikulti sei. Dabei fällt bei einem Bummel durch die Straße auf, dass nur das Gaststättenangebot vielfältig ist und allenfalls noch deren Besucher. Die Bewohner der Straße rekrutieren sich wohl bereits überwiegend aus dem besser verdienenden und „grünen“ Klientel. Ein Mieteraustausch ist offensichtlich und wird im Film erwähnt, dass jedoch zunehmend ein Austausch von Osis gegen Wessis stattfand, wird nicht benannt. Auf das politisch opportune Thema der Umwandlung der Wohnungen in Ferienwohnungen wurde jedoch eingegangen. Es soll sich in der Oderberger Straße bereits um schier unglaubliche 70 % handeln.

Ungeklärt bleibt, warum diese Straße seinerzeit so weitläufig und großzügig angelegt worden ist, denn ihr überaus breiter Gehsteig zu beiden Seiten sucht seines gleichen und schafft den Raum für Begrünung und Sitzmöglichkeiten vor den zahlreichen Cafés und Restaurants und lässt ein Flaniergefühl entstehen. Dieses besondere Flair und die Nähe zum Mauerpark befördern die Oderberger Straße als Sehenswürdigkeit in den Berlin-Stadtführer, die von zahlreichen Touristen aufgesucht wird. So könnte man auch heute wieder von einem gewissen „Aquariumseffekt“ sprechen.

Rose Salzmann

